

aber dennoch deutlich vernehmbaren deutschen „Ja-a-a-ah“. Der Schauerbock springt an und schon fühlt man sich im Sturme dahingetragen.

Einen Rhikshawboy in Durban laufen zu sehen, gehört zu den größten Vergnügungen unserer Welt. Der raffinierteste Tanzschritt des russischen Hofballets erreichte nicht, was hier fast jeder Zulu kann: zum Tanz gewordene Naturnotwendigkeit, vollendete Grazie in der Technik des schwebenden Laufes. Das ist kein gewöhnliches Dahinrennen eines Menschen, sondern ein beinahe schon überirdisches Gleiten, wie wir es oft in Träumen fühlen, anmutiges Schweben und Fliegen. Emporgehoben an den beiden Zugstangen durch das Übergewicht des Wagens, berührt der Zulu kaum noch, gerade mit den Zehenspitzen, den Boden, von dem er sich abstößt; geht es bergab, wird der Kuli durch den nachrollenden schweren Wagen ganz emporgehoben und schwebt an der Deichsel buchstäblich zwischen Himmel und Erde, und nur sein eigenes, beträchtliches Körpergewicht genügt noch gerade, bei Anspannung aller Muskeln, die Rhikshaw vor dem Überkippen nach hinten zu bewahren; ließe er in diesem Augenblick los, würde der Fahrgast im großen Bogen nach rückwärts über die Straße geschleudert, im todesgefährlichen Saltomortale. Aber der Zulu bezwingt, durch seine geradezu beispiellose Muskelkraft, die Gefahr. Immer bleibt, bei aller Anstrengung, die Gebärde des Rhikshawläufers nach außen leicht, anmutig und tanzvollkommen. So schnell das Wäglein seinem Zugtier folgt, so rasch auch die beiden Räder kreisen, die laufenden Beine des Kulis bewegen sich nur langsam auf und ab, schweben, so langsam und sicher wie die Beine eines Schnelläufers im Film, beim Rennen durch die Zeitlupe betrachtet. Das Geheimnis des Rhikshawlaufes besteht in einem geschickten Ausgleich des Schwergewichtes des Wagens mit der Körperschwere des Läufers, die allerdings nur bei Einsetzung voller Muskelanspannung des Kulis erreicht werden kann. So leicht die ganze Sache aussieht, bedeutet sie doch eine Riesenkraftleistung des Rhikshawboys, die keineswegs zu verachten ist, zumal, wo es sich oft um mehrstündige Fahrt handelt. Im tropischen Sommer leidet der Kuli auch sichtlich unter seiner Arbeit, dabei muß es aber immer schnell gehen, will der Neger nicht von seinem weißen Fahrgast einen Fußtritt in den Steiß erhalten. Die Lebensdauer eines Rhikshawmannes ist deshalb auf wenige Arbeitsjahre beschränkt. Das gewaltige, zweibeinige Zugtier verfällt körperlich bei steigendem Alter, wird hager und krumm, ist bald eine richtige Schindmähre, und was das Kannibalenmaul zwischen Gaumen, Zunge und Zähnen zerkaut und dann ausspuckt, ist zwar wundervoll rot, aber nicht immer billiger indischer Bethel, sondern oft unverfälschtes Menschenblut aus seinen eigenen berstenden Lungen.

Aber das Rhikshawfahren ist so bequem für den Weißen und der Rhikshawboy um so viel billiger als Pferd oder Auto, die er beide schon ganz aus dem Stadtgebrauch ausgestochen hat — so muß man auch für die Erhaltung dieses billigsten aller Zugtiere sorgen, und deshalb hat die englische Regierung in den letzten Jahren ein Sanatorium für Rhikshawkulis in Durban errichtet, in denen sich das abgebrauchte Geschöpf von Zeit zu Zeit ausruhen kann. Die Tuberkulose ist heute unter den Zulus häufig, jener prächtigen Negerrasse, in deren Ursprache, also vor der europäischen Einwanderung, ein Wort für „Krankheit“ überhaupt nicht existierte.